

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Schreibe einfach, klar und schlicht,
Spintifier und künstle nicht,
Denn das Wort, das du erklügelst,
Das wird nie und nie geflügelt.
Marie Ebner-Eschenbach.

Hütet das Feuer!

Von Heinz Fuchs.

Am Kreuzberge. Der Abend guckt durch Wolken und Zweige. Der Himmel löscht seine starken Lichter aus. Die Wurzeln rücken näher an ihre Mädchen. Irgendwo aus einem lichten Fenster singt eine Geige.

Da stapfen zwei Burschen den Weg herauf meiner Bank zu. Beide in Strüden.

An meiner Seite hocken sie nieder. Dem großen Blondem brennt ein Flackerfeuer aus heißen Augen.

„Sehen Sie! Heute fährt sich mein erster Arbeitstag zum zweiten Male. Der jahrelang ersehnte! Von der Schulbank haben sie uns durchs Notegamen in den Schlingenraben gezogen. Wer hat uns danach gefragt, ob wir wollten? Wir mußten! Die Bücher zugellappt — ging's hinaus. Draußen haben wir Geschichte erlebt.“

Da unten vor dem Potsdamer Plage hinter grünen Gartenbäumen sollte ich sie lehren.

Die großen Jungen um mich!

Haben Sie einmal solch liebe Kerle gesehen, denen brennendes Mitleid aus den Augen quillt?

Denken Sie, unsere heranwachsenden Burschen sind alle Heidentiere, die sich stoßen und schleichen lassen? Lassen Sie sich erzählen!

„Halten Sie eine freie Stunde!“ sagte man mir bei meiner Einführung.

Die Burschen saßen stille. Bierzig Augenpaare lagen auf meinen Strüden.

In meiner Nottasche knisterte die Zeitung. Geschichten und Geschichte darin.

Nichts für die Burschen hier!

Oder doch?!?

Da wächst hinten einer an der Wand hoch. Einer mit abgrundtiefen Augen, mit Händen zu Häuten geballt.

„Wir hatten hier von Zeit zu Zeit eine „freie“ Stunde. Eine Stunde des Aussprechens, des rücksichtslosen Sich-Aussprechens. Könnens ist uns Bedürfnis geworden. Jedem steht da das Wort zu, der etwas auf der Seele hat.“

Heute melde ich mich!

Ein Menschenleben soll so unendlich viel wert sein. Es auszulöschen, wird als die schwerste Freveltat bestraft. Warum läßt man aber so viele deutsche Männer noch heute in Sibirien langsam verlöschen?

Warum haben wir 1917 nicht Frieden bekommen? Da hätten sie uns den Vater nicht weg geschleppt ins graue Elend, wer weiß, wohin!

Ob er überhaupt noch lebt?

Vater ist 1914 ernst ausgezogen. Das Schreien und Brüllen hat er nicht mitgemacht.

Mit Sorgenfalten und grauen Haaren ist er ein einziges Mal auf Urlaub gekommen. Die Heimat wollte ihm nicht mehr gefallen.

„Sie kann nicht danken!“ sagte er.

„Wir leiden, stehen und fallen draußen. Ihr aber zu Hause müht an uns glauben! Ihr müht uns süßen! Sonst ist alles aus!“

Der Vater ist uns genommen.

Ich renne die Treppen auf und ab. Haus um Haus! Tag für Tag! Frage Zeitungen früh und spät aus. Zerre Wagen von der Markthalle bis in unsere stille Straße, komme zur Schule, locke dann zu Hause, ziehe drei kleine Mädchen an, die ihre Nase an die Fensterscheiben drücken und warten, ob nicht heute endlich der Vater kommt.

Die Mutter steht zwischen den Kartoffelhaufen, Kohlköpfen und Obstkörben den ganzen Tag.

„Wenn der Vater doch käme!“ stöhnt sie.

Der älteste Bruder wäre 20 in diesem Jahre. Den haben die Polen erwidert.

Bei Siemens haben die Ingenieure die Hälse über seine Leistungen gereckt:

„Seht den Teufelskerl! Hier hat er schon wieder etwas ausgeheckt! Noch einen Schritt weiter, und er ist ein gemachter Mann. Dem müssen wir helfen!“

Wer gibt uns unseren Bruder wieder?

Und das bitter Leben wird teurer und teurer. Wer das wirklich noch nicht am eigenen Leibe erfährt, der sehe sich unter unseren armen Müttern um. Den schreit das todwundgequälte Mutterherz aus müden, schattenumzogenen Augen.

Wenn ich an meine Mutter denke!

Im Tagesdämmer sitzen wir zusammen auf der Kellerterrappe, ich neben ihr. Die Mädchen schlafen schon in ihrem Schoße. Und sie erzählt mir, wie sie einmal glücklich und zufrieden gelebt hat. Vater ist arbeits- und lebensfroh gewesen. Alle Tage hat er zu Sonntagen gemacht.

Nun haben sie ihn verschleppt, vielleicht doch schon umgebracht. Wer ist eigentlich wirklich schuld an diesem Fluchterlege?

O, ein Invalide aus dem Nachbarhause hat mir einmal auf die Schulter geklopft. Der kennt mich!

„Du quälst und raderst Dich wie ein Großer ab! Mit Dir kann man auch sprechen wie mit einem Großen.“

Siehst Du, den, der uns den Frieden in Wahrheit gestohlen hat, mühte man aufhängen! Nicht an einer Laterne!

Viel zu schade!

Da hinten im dunkelsten Verlu steht eine Rotunde.

Die Arbeiter gehen in großem Bogen vorüber und spucken ihren Priemtabal danach aus. Eine Postkast ringsum.

Dort einen Strick gedreht und — — —

Lebt wirklich noch ein Gott, zu fluchen und zu rächten!

Die Mutter hat das Beten verlernt. Abends faltet sie die Hände, stiert ins Leere, und von ihren Lippen tropft's:

„Ja wenn der Vater heimkommen würde.“

Ich sitze dabei, beiße mir in die Handballen, um nicht aufzuschreien. Ich ballte die Fäuste. Zwischen meinen Zähnen fließt süßlich warmes Blut. Mein Blut! Menschenblut! Die Andern stunt ich mir durchbeißen, wenn ich der Mutter den Vater heimbringen könnte.

Wenn mir's rot vor den Augen flimmert, rüttelt mich die Mutter:

„Geh schlafen, Dube!“ sagt sie.

Dann wühle ich mich in der Erde ein mit heißen Augen und zuckenden Händen.

Und die Mutter sitzt und stiert . . .

Ich mag ein junger Bursche sein! Ein Dummer bin ich nicht! Zwei reißen mich vor: der Vater und der Bruder. Ich vergesse

nicht — eine hilflose Jugend — und ein vergehendes Mutterherz. —

Die große Gestalt klappt in die letzte Bank zurück. Achtzig Fäuste liegen geballt auf den Bänken.

Ich sitze mitten drin. An der Wand lehnen meine Krücken. — Mein erster Arbeitstag ist das gewesen. Meine erste Stunde heute vor zwei Jahren.

Auf meinem Arbeitsfelde liegen scharfkantige Steine in Unzahl. Und meine Pflugchar soll blinkend durch solches Herzland ziehen? Dem blonden Lehrer brennt tiefes Mitleid aus Augen und Seele. —

Ihr Lehrer seid eine Großmacht in unserem Staate. In euren Händen liegt unsere Zukunft, unser Kinderaufblühen. Haltet das Feuer! —

Am Kreuzberge sitzt die Nacht mitten am Wege, und der Himmel löscht seine letzten Lichter aus.

Vom wandelbaren zum ewigen Kalender.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Während des Weltkrieges, der so vieles änderte, was unabänderlich erschien, wurden allerlei Vorschläge auch zu einer Kalenderreform gemacht. Sie sind nicht durchgedrungen (die „Sommerzeit“ würde wieder fallen gelassen); nun werden sie als Folge der Revolution erhofft. Möglich, daß diese sie uns noch bringt, es wäre der Wunsch von vielen. Denn daß unser Kalender höchst verbesserungsbedürftig sei, ist allgemeine Ueberzeugung. Freilich war er das schon immer.

Unsere Zeitrechnung, auf der der Kalender fußt, geht auf die alten Babylonier zurück. Schon Jahrtausende vor Christi Geburt, von der ab wir jetzt rechnen, ist in der Ebene zwischen Euphrat und Tigris der Gedanke aufgeblüht, daß die Sonne den Tierkreis durchwandere und damit die Zeit einteile. Doch schon zeitig merkte man, daß diese „Welluhr“ nicht ganz richtig ging. Schon das Alte Testament, in einem seiner ältesten Teile, gibt davon Kunde; im Zweiten Buch der Könige liest man: „Der Sonnenweiser von Hozan wurde um 10 Grad zurückgerückt.“ Das geschah im Jahre 737 vor Christi Geburt.

Um dieselbe Zeit wurde die Stadt Rom erbaut, mit deren Kalender wir im wesentlichen jetzt noch rechnen; römisch (lateinisch) sind alle Monatsnamen, auch vieles andere leitet sich von damals her. Schon unter ihrem zweiten König, Numa Pompilius, wurde aber auch hier der Kalender geändert. Das Jahr des ersten Königs, Romulus, hatte nur 10 Monate und 304 Tage; es begann mit dem März. Januar und Februar fehlten noch. Numa sah aber ein, daß man mit dieser geringen Zahl nicht auskam. Er hielt sich an die zwölf Umläufe des Mondes um die Erde, die ein Mondjahr von 354 Tagen ergaben, und so fügte er den zehn „Monden“ noch zwei hinzu, den Januar, der als „Großes Horn“ das Jahr eröffnete, und den Februar, der es ursprünglich als „Kleines Horn“ schloß.

Aber auch mit 354 Jahrestagen konnte man nicht lange auskommen. Zuerst schaltete man alle zwei Jahre — nach dem 23. Februar — einen Monat von abwechselnd 22 und 23 Tagen ein, bis Julius Cäsar bessere Ordnung schuf, indem er endlich wieder zum Sonnenjahr zurückkehrte. Da diesem aber 365 1/4 Tage zugrunde liegen, ließ sich nur mit einem „gemeinen“ Jahr von 365 Tagen wirtschaften und jedes vierte um einen Tag verlängern; so entstand das „Schaltjahr“, in Billigkeit nur ein „Schalttag“, der nach dem 24. Februar eingesetzt wurde. Seitdem (44 v. Chr.) rechnet man mit dem „Julianischen“ Kalender.

Bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts war dann der Kalender wieder um 10 Tage der wirklichen, astronomischen Zeit voraus, weswegen sich Papst Gregor XIII. im Jahre 1582 zu einer abermaligen Kalenderreform entschloß, indem er der ganzen Christenheit die Esetzung des „Julianischen“ durch den nach ihm benannten „Gregorianischen“ Kalender gebot. Da aber die Christenheit gerade damals in schärfsten Gegensätzen einander gegenüberstand, machten die Protestanten nicht mit, und so wurde namentlich in den Ländern deutscher Sprache lange Zeit doppelt datiert, wie heute noch im Bereiche mit Rußland. Am 20. September 1699 wurde endlich auch im protestantischen Norden der neue Kalender von allen Kanzeln herab verkündet.

Mit dieser Kalenderform waren wieder einige bedeutsame Änderungen der Zeitrechnung verbunden. Auf dem Konzil zu Nizäa vom Jahre 325 wurde der jetzige Schalttag eingesetzt, durch Papst Gregor aber im Jahre 1582 — zwecks Erzielung noch größerer Genauigkeit — angeordnet, daß er an den Schlußjahren der Jahrhunderte ausfallen solle, soweit sie nicht durch 400 teilbar sind.

Von allen diesen Kalenderreformen ist die des Konzils zu Nizäa vom Jahre 325, die den Ostertermin (mit einem Spielraum vom 21. März bis 26. April) und damit das ganze kirchliche Jahr so unzureichend regelte, besonders ärgerlich. Schon Luther schalt darüber; er nannte Ostern deshalb ein „Schandfest“. In seiner Zeit fielen Weihnachten und Neujahr auf einen Tag. Daran wollte er merkwürdigerweise nichts geändert haben. Ursprünglich wurde jedoch Christi Geburt erst am „Gohndentag“ (6. Januar), am Geburtstage der neu emporkommenden Sonne gefeiert; erst im 4. Jahrhundert wurde die Nacht des 24. Dezember zur „Heiligen

Nacht“. Und das Osterfest — als Frühlingsfest — galt noch viel länger, fast bis zu Luthers Zeit, als Jahresanfang. Daher nannte man die „Ostereier“ ursprünglich „Neujahrsfeier“.

Mit vielerlei verschiedenen Kalendern wird heutzutage noch gerechnet. Die Kirche hat ihr besonderes Kirchenjahr. Das Geschäftsjahr der staatlichen Behörden beginnt am 1. April. Daneben haben die Israeliten ein anderes Jahr, die Buchhändler und andere Gewerbe wieder ein anderes. Was wir statt dieses vielerlei brauchen, ist ein einfacher, fest verankerter, und abänderlicher Jahreslauf. An bemerkenswerten Vorschlägen dieser Art hat es nicht gefehlt. Der beste wohl, den Silbester- und Neujahrstag — Jahresanfang und -ende — als Feiertag zu begehren. Dann bleiben 364 Tage — eine durch 4 und 7 teilbare Zahl — übrig; man gewönne vier Jahreszeiten mit je 13 Wochen. Jeder Monats- und Vierteljahresfeier wäre ein Sonntag; das gäbe eine gleichmäßige Zeiteinteilung von übersichtlicher Einfachheit. Jeder wüßte dann auch, an welchem Wochentage er geboren ist. Und der Schalttag, der alle vier Jahre diese Ordnung stört? Er würde immer — als Gegenstück zum Weihnachtstage, dem Tag der Winter Sonnenwende — am Tage der Sommer Sonnenwende, auf der Höhe des Jahres begangen, ebenfalls als Feiertag und daher im Erwerbsleben nicht gezählt. Ein allgemeiner Weltfeiertag zwischen Frühjahr und Sommer, nur jedes vierte Jahr einmahl!

Gerade in heutiger Zeit, die mit so vielem überlebten Allen aufräumt, darf man wünschen, daß dies auch mit dem allgemein peinlich empfundenen Kalender-Schindrian geschieht.

Aus den Jugendjahren Karl Legiens.

Ein alter Parteigenosse schreibt uns: Karl Legien war armer Leute Kind und hatte zu dem Unglück, nicht vorichtig in der Auswahl seiner Eltern gewesen zu sein, noch das andere; er verlor seine Eltern im frühesten Kindesalter. So wurde er im städtischen Waisenhaus in Thorn erzogen. Das Waisenhaus lag damals am Rande eines Tannenwäldchens ganz in der Nähe der Weichsel.

Der Waisenvater war ein rechter Mann, in der ganzen Stadt unter dem Namen Vater Bär bekannt, ein weisbärtiger Alter, wie ihn das Märchenbuch schildert, und ein Vater für seine Pöglinge. Vater Bär war aber nicht nur Waisenvater, sondern auch Lehrer seiner Pöglinge, und noch allem, was man von ihm hörte, muß in diesem Waisenvater ein guter Pädagoge gesteckt haben. Für seine Kinder war er der rechte Pestalozzi, der die ihm anvertrauten Pöglinge auf Schritt und Tritt betraute und belehrte. In das einfache, aus roten Backsteinen erbaute Waisenhaus stieß der Waisenhausegarten. Hier wurden die Kinder vom Vater Bär in der Gartenarbeit unterrichtet und ausgebildet. Und hier erschafften die kleinen Hände einen Teil der einfachen aber guten täglichen Nahrung. Hier moß dem kleinen Karl Legien zum erstenmal der Zusammenhang der volkswirtschaftlichen Dinge aufgegangen sein.

Wie in den Schulen Rußlands — damals noch jenseits der Grenze — wurden auch im Waisenhaus in Thorn die Pöglinge in eine seltsame Uniform gesteckt. Sie bestand aus dunkler Tuchhose und einer eben solchen Jacke. Diese unisforme Kleidung gab den kleinen Pöglingen ein drolliges Aussehen, besonders wenn sie sich auf den Spielwiesen des Biegelehgartens anlässlich festlicher Veranstaltungen beim Wuitangeln, beim Haschen und Fangen des berühmten Thorner Pflaferkuchens vergnügten. Die Bürger Thorns waren stolz auf ihre Waisenkinder. Freudig und stolz läßen sie auf das Herantreten ihrer Pöglinge, und am Weihnachtstage ließen sie sich die Stadtväter und Bürger nicht nehmen, die Elternlosen zu besuchen und durch Geschenke zu erfreuen.

Das Handwerk stand zu jener Zeit im Osten des Reiches noch immer in großer Blüte und großem Ansehen und hatte einen goldenen Boden. Es ist bezeichnend für die Erziehung durch den Vater Bär, daß seine Pöglinge mit vollendetem 14. Lebensjahre fast ausnahmslos ein tüchtiges Handwerk erlernten. Wenn die Pöglinge die Anstalt verlassen mußten, so waren sie sich schon darüber schlüssig, welchen Beruf sie zu ergreifen hatten. Vater Bär kannte Gobe und Charakter seiner Schützlinge und hatte einen guten Rat immer bei der Hand und war um eine gute Tat niemals verlegen. Es war damals bekannt, daß einzelne Berufe des Handwerks in Thorn und der Umgegend ihren Ersatz an Lehrlingen ausnahmslos aus den Reihen der Pöglinge des Thorner Waisenhauses deckten, da die Erziehung in diesem Waisenhaus für Treue, Arbeitsfreudigkeit und frohe Pflichterfüllung bürgte. So trat der kleine Karl in die Lehre des Drechslermeisters Barlowski, meines Vaters, ein, um das Drechslerhandwerk zu erlernen. Fünf Lehrjahre erschienen dem kleinen Karl damals als eine recht lange Zeit. Doch die Zugehörigkeit zur Familie, das gemeinsame Recht an den Früchten der Obstbäume im Hausgarten und der alte Bestattungsgarten, der noch aus der alten polnischen Zeit herrührte und als Spielplätze für die halbwüchsige Jugend besonders geeignet war, haben ihm die Zeit schnell vergehen lassen.

Und so ging Karl Legien, ein noch nicht Zwanzigjähriger, im Ostern 1880, wie fast alle seine Lehrkollegen, nach Berlin, der emporstrebenden Metropole des neuen Reiches. Und er hat seinen Weg gemacht. Wenn er aber auf seinen Reisen durch aller Herren Länder in die Stätte seiner Jugend kam, so machte er für einige Tage halt. Dann suchte er seinen alten Meister aufsuchen und ihm und der alten Leute noch lebenden Weisterin und stellvertretenden Mutter mit Anhänglichkeit und Dank die Hand drücken.

Mutter-Gedichte.

Von Hanns Johst.

Die Wölke wird ihm Biege,
Bindel der Bind.
In meinen beiden Brunnen
Die Milch schon rinnt.

Ich möchte wirklich wissen,
Wem es reicher ging,
Als unter meinem Herzen
Dem geliebten Ding.

Und wenn es später hungert,
Reun Wunde hat es gekostet;
Da war es tief im Herzblut
Seiner Mutter zu Gast.

Wir wollen den Himmel stürzen,
Meine liebe Frau,
Und seine Gewölbe nehmen
Für einen Wiegengau.

Wir wollen mit Wiesen und Hängen
Mit Wollen und Wäldern ihn füll'n,
Im übrigen soll sich der Vengel
Sein Nest dann selber wähl'n.

Die Erde ist klein, mein Junge!
Ist Anlauf nur zum Sprunge:
Das Auge soll Peitsche sein!
Jage, mein Junge, in das Blaue hinein!

Morgens um halb drei . . .

Von Theodor Thomas.

Wie es eigentlich gekommen war? Hilde und Dietrich zerbrachen sich nun schon seit drei Tagen den Kopf.

Er war am Bahntag nach Hause gekommen, hatte ihr wie gewöhnlich die 200 M. auf den Tisch gelegt und sie angesehen.

„Mehr nicht?“ fragte sie Dietrich. Dieses „mehr nicht“ fuhr ihm ganz gewaltig in die Nase.

„Ja meinst Du, ich kann von der Luft leben, zwanzig Mark in der Woche werde ich doch wohl noch ausgeben dürfen.“ Das klang gar nicht lieb.

Bums — da war sie beleidigt und zog die Unterlippe hoch, daß sich die Waden kräuselten.

Nun mopsen sich die Beiden. Die vier Fünzigmarkscheine hatte sie nicht angerührt. Die lagen seit Donnerstagabend auf der Nähmaschine. Er sah das Geld auch nicht mehr an. Da lagen nun die 200 Emmchen und wundern sich, daß sie so viel Zeit hatten, während sie doch sonst gleich ihren Besitzer wechselten.

Keiner sprach mit dem anderen ein Wort. Sie hatten beide harte Schädel, jeder sagte sich, du darfst den Anfang nicht machen, sonst bist du der Dumme. Es war halt ihr erster Mist, das nächste Mal würde es schon besser gehen. Innerlich blutete ihnen das Herz. Am liebsten wäre er seiner Hilde um den Hals gefallen und hätte ihr die Ohrwatscheln geküßt. Aber Dietrich biß die Lippen zusammen und ärgerte sich über seinen harten Kopf. Sie litt noch mehr wie ihr Mann. Aber das erste Wort reden? Nie und nimmer.

Ihre Mutter hatte gesagt: „Hilde, wenn Du Dich bloß mußt, kriegst Du's mit mir zu tun. Der soll nachgeben — die Frau braucht nicht auf sich rumtrampeln zu lassen.“

Das tat sie auch nicht. Aber es war schon Sonntagabend, und der Trostlopp verzog keine Miene. Die 200 M. lagen noch immer da — aber sie waren schon fast angegriffen. Wildlich gesprochen natürlich, denn Hilde hatte im Konsum dem Betwaltler die Geschichte erzählt und der gab ihr Kredit.

„Wie bringe ich nur den Mann zum reden?“ so fragte sie sich hundertmal. Sie legte ihm sein Handtuch zum Abtrocknen hin.

Er muß kommen, sagte sie sich, er wird um eines anhalten, da wird ein Wort das andere geben und dann . . .

Aber er trodnete sich mit dem Taschentuch ab und war vergnügt. Sie „vergah“ sein Frühstück, er ging ohne seinen gewohnten Gappen fort; kurz, das ersahnte erste Wort kam nicht von seinen Lippen. Aber sie brauchte nun bald das Geld.

Dietrich mußte jeden Morgen ein Viertel nach sieben aufstehen, pünktlich um acht hatte er in der Werkstatt zu sein. Am Mittwoch früh sprang Hilde mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett. Sie hatte vergessen, den Wecker zu stellen, sah ängstlich nach der Uhr: Himmel, schon ein Viertel nach sieben. Sie machte recht laut,

damit „er“ wach würde, denn diesen Trostlopp mit seinem Namen zu rufen, das wäre gegen die Befehle der Mutter gewesen.

Wie Dietrich seine Frau so rumoren hörte, war er auch rasch in den Kleidern. Bald stand der Kaffee auf dem Tisch und — sie setzten sich zusammen wie zwei Stumme an ihre Tassen.

Er sah wie versteinert in seinen Trank, sie interessierte sich sehr für das Muster der Tischdecke. Weiden war das Herz zum Zerspringen voll — aber sie hatten sich in der Gewalt.

Da schlug die große Uhr in der Nebenstube drei dumpfe Schläge. Bum, bum, bum ging es.

Beide setzten sich in die Augen, er zieht seine Zwiebel aus der Tasche: genau drei Uhr. Sie holt ihren Wecker: drei Uhr in der Nacht. Da lachen alle beide so gewaltig, daß ihnen die Tränen kommen. Es ist schwer zu sagen, ob sie bloß aus guter Laune über den Scherz so nasse Augen bekommen, oder ob nicht zugleich die Freude sich darin spiegelt, daß nun das Eis gebrochen ist.

„Hilde, Goldkind, bist Du denn so verschlafen, daß Du halb drei Uhr mit Viertel nach sieben verwechselst?“

„Ich hab bestimmt gemeint, Dietrich, es wäre nach sieben.“

„Ich glaub's, ich glaub's. Nun aber, lomm Schah, das soll unsere Verjöhnungstunde sein: Morgens um drei, gelle?“

Wie sagt Schiller? In den Armen lagen sich beide und weinten vor Schmerz und vor Freude.

„Nun aber schnell wieder ins Bett, Hilde, lomm, noch haben wir vier Stunden zum schlafen.“

„Ja, ich komme gleich,“ gab sie zurück, „ich will nur erst das Geld wegnehmen.“

„Siehste Hilde, so host Du eine Masse Geld gepart.“

„Reinst Du? Von dem ganzen Kränzchen gehst mir kein Pfennig mehr, das bekommt alles der Konsum und die Wäsche für Fleisch.“

„Ja, aber was hättest Du denn nun morgen oder übermorgen angefangen?“

„Frag nicht, lomm sei lieb, und nun wollen wir keinen Trostlopp mehr machen. Wegen der paar Pfennige ärgert man sich so schon genug, da brauchen wir uns nicht noch das Leben zu vergällen.“

„Gast recht, Hilde. Und Du bekommst jetzt 200 M. in der Woche, ich komme vielleicht mit 15 M. aus. Ist Dir das recht?“

„Du guter Dietrich,“ sagte sie bloß und gab ihm einen herzhaften Kuß.

So wirkte das bishen Zufall friedensstiftend. Und mancher wird auf den Gedanken kommen, ob man in ähnlichen Situationen nicht manchmal Vorsehung spielen und den „Zufall“ herbeiführen kann.

Heilige Mutterschaft!

Die nackten Füße schreiten zwischen dornspitzigen Wästenkräutern, aber Sonne fließt, wie träumend in duldemem Harren empfangen, über Scheitel, Brüste und hohen Leib, und in der arten Rechten spricht ein blühendes Pfänlein auf. Ich nehme wieder und wieder das kleine Buch zur Hand, das außen dieses Bild trägt.

Bergevältigung senkt das Bild unserer Gegenwart zusehender, frist allem menschlichen Fühlen die Seele an, kränkt ihr atmendes Grün, dort es zu schlechtem Staub. Kinderopfer fliehen, fallen in unerhörten Mengen. Mutterschaft, empfunden als feindlich dikteres Verhängnis wird aus Daseinsnot gestochen. Hohn auf Vernunft! Dasein fürchtet, haßt seinen Sinn und Zweck. In diese Verlehnung von Denken und Fühlen hinein blüht dieses kleine Buch „Mutter“, gedichtet von dem jungen Hanns Johst: Dank dem Verlag Albert Langen, daß er dem Buche zum Leben in unserer Mitte verhalf. Denn es ist ein Labial in wälder, dorniger Zeit. Ein Besinnen auf heiliges Gut, das wir nicht missen können, ihr das wir Sehnsucht und Freude hineinweben müssen, ein Wiedergewinnen tonterster Lebenssehnsucht als des Besten in uns selbst.

Diese Verse von Hanns Johst sind ein tiefstes Erleben der Nähe werdender Mutterschaft. Sie weben aus der Seele der Frau, des Mannes, in dieser Zeit wunderfamster Einheit, die der Erfüllung des Daseins gegeben wird von der Natur. „Nur in den andern vermag aufzuerstehen dein Wesen. Siehe die Liebel Sie wird in der Erfüllung Geistes!“ Und hier lösten sich im Dasein eines liebegebenden Mannes Verse so von lichtigem Ernst und klarer Weisheit erfüllten Geistes ab, daß sie wie aus dem Innersten eines hoffenden jungen Weibes erathmet wirken. Denken und Fühlen, ganz von dem werdenden neuen Leben eingebannt wie in ein Wundermärchen, stehen lauschend, schauend, erwartungsfroh am Urquell des Lebens.

Ein Buch wie dieses, das Johst's Namen weit tragen wird, gab deutscher Dichtung noch keiner. Keusch, wahr, schlicht, stark sind seine lichten Blätter. Es hat Kräfte herzfeltiger Innigkeit, und es hat ein Leben und Erkennen, das in befreiter Siderheit anspricht, wo sonst soviel Gisteln auf halbem Wege gefesselt stödt. Freude und Heilung ist hier. Gnade im Anbauen des ewig werdenden Handelns, deren Träger der Leib ist, in dem „aus dunkelstem Grunde Leben zu eigener Bestimmung erwacht“. Das Buch wird wurzeln, weit es lüdned, reines Leben ist. h.d.

Der Januar-Sternenhimmel. Schon ehe es dunkel, zieht der glänzende Abendstern, der Planet Venus, der am hellen Südwest-Himmel strahlt, den Blick auf sich. Bald taucht in seiner Nachbarhaft aus dem hellen Himmelsgrunde ein weiterer Planet auf: Mars. Am 1. steht Mars über Venus. Mitte Januar geht Venus an Mars vorbei; zuletzt steht sie erheblich links über ihm. Der erste Fixstern, der in der beginnenden Dunkelheit als erster Stern nach Venus sichtbar wird, ist Vega. Den Himmelswagen finden wir über dem nördlichen Horizont.

Der Anfänger gehe bei allen Übungen im Aufsuchen von Sternbildern von ihm aus. Seine beiden „Hinteren“ Sterne leiten zum Nordstern (Polarstern). Dieser steht ziemlich genau in der Richtung der Erdachse im Raum und ist daher der ruhende Mittelpunkt der Umlaufbewegung des scheinbaren Himmelsgewölbes, die alle anderen Gestirne binnen je 24 Stunden einen Kreis um ihn als Mitte beschreiben läßt. Er wird so zur nie trügenden Nordmarke an unserem Himmel und zum gegebenen Hauptorientierungsstern. Abends 10 Uhr vereint der Südhimmel die schönsten Sternbilder des Winterhimmels. Sirius, der hellste aller Fixsterne, prangt im Süden, über ihm rechts die große Figur des Himmelsjägers Orion. Nahe dem Scheitelpunkt steht Kapella, links unter ihr die Zwillingsterne Kastor und Pollux, rechts unter ihr Aldebaran und unter diesem das allbekannte Störchengehirn (Gluckhahn, Plejaden). Links über Sirius, dem Hauptstern des „Großen Hundes“, steht Procyon, der „Kleine Hund“. Im Osten kommt Regulus mit dem Wilde des Löwen herauf. Im Westen zeichnet sich deutlich das große Viereck des Pegasus ab, im Norden das kleine, das das Haupt des Drachen darstellt. Dieses nimmt den Ort ein, den bei Beginn der Dunkelheit der Himmelswagen hatte; der ist inzwischen hoch an der Südhimmelskuppel emporgewandert.

Kälte schützt gegen Erkältung. Schon das Wort Erkältung befaßt in vielen die irrige und nicht auszureichende Ansicht, daß man sich an messen dieser Kälte aussehe, wenn man sich der Kälte aussehe, und daß möglichst viel Wärme der beste Schutz dagegen sei. Um die Kinder vor dem schlimmen Husten und Schnupfen zu bewahren, werden sie die Witter zu warm an, halten sie bei kaltem Wetter in den Stuben und machen sie gerade dadurch zu Wesen, die den Erkältungsorganen, besonders wenig Widerstand entgegensetzen. Man schließt die Fenster, wickelt man jeden „Zug“ entagelt und gibt gerade dadurch den Bakterien die besten Lebensbedingungen, vor denen man sich zu schützen hofft. Die Erfahrungen des Arztes und die großzügigen Forschungen über den wahren Charakter der Krankheit, die man mit Erkältung bezeichnet, haben bewiesen, daß Kälte, d. h. frische reine Luft bei sehr niedrigen Temperaturgraden, geradezu das beste Mittel ist, sich davor zu bewahren, während der Aufenthalt in dampfen überheizten Zimmern die meisten Opfer fordert. Unter diesem Gesichtspunkt ist unsere ganze Lebenshaltung einer Revision zu unterziehen, und dies wird auch geschehen, wenn erst die alten Vorurteile ausgeräumt sind. Wichtig ist es z. B., die Blüten mit dem tiefen Halsausschnitt für Erkältungen verwandt zu machen. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Selbst die Kälte Hals und Nacken frei gemacht hat, sind die Atmungsorgane der Frauenvwelt sehr viel weniger erkrankt. Es ist nur notwendig, daß man den Körper durch die Kleidung recht warm hält, dann schadet der Ausschnitt nichts.

Die Erkältungen werden durch Übertragung von einer Person auf die andere weitergegeben, und eine solche Verpflanzung ist in einem warmen Raum sehr viel leichter als in der freien Luft. Es läßt sich nun allerdings bei Reuten, die viele Erkältungen durchgemacht haben, eine Art Immunität heraus. Diese sich allmählich bildende Immunität verhindert, daß die Erkältung solche Schädigungen hervorruft. Die Saat sind die Mikroben. Der Wirt, auf dem sie gesät werden, sind der Zustand unserer Atmungsorgane und die Verhältnisse, unter denen wir leben. Bei kaltem und nassem Wetter wird man in der freien Luft keinen Schaden bekommen. Wohl aber in geschlossenen Räumen, durch die die Atmungsorgane zu einem weniger widerstandsfähigen Zustand versetzt werden. Bei kalter Kälte fürchtet, sich körperlich bewegt und mäßig lebt, der ist immun gegen die Ansteckung durch Erkältungen und Keim gesund.

Eine neue Anwendung der Röntgenstrahlen. In erstaunlichster Weise finden sich außer der allgemein bekannten Anwendung der Röntgenstrahlen in der Medizin immer wieder neue Gebiete, wo diese kurzwellige Strahlung wie ein dem Menschengeist vorausgehender Pionier Dinge erkundet, die uns sonst verschlossen waren. So hat man mit Hilfe der Röntgenstrahlen neuerdings den Feinbau der Kristalle erforscht und ist am Werte, durch sie Aufschluß über das „Planetenhinter“ der Atome zu erlangen.

Das sind weiterhin bekannte Dinge, außer der hochreichen völlig unbekannt ist dagegen eine neueste Anwendung der Röntgenphotographie in der metallurgischen Technik.

Wenn man nämlich Metallplatten auf die gewöhnliche Art wie ein Erz mittels Röntgenstrahlen photographiert, kann man dadurch deren feinste und verborgenste Unregelmäßigkeiten, namentlich Risse und Sprünge, mit Sicherheit feststellen, namentlich wenn zur Vermeidung der bekannten Strahlung die Röntgenlicht in diesen Platten hervorruft, diese mit einer Weichschicht überzogen werden.

Man ist durch stereoskopische Aufnahmen sogar imstande, die Tiefe und genaue Form der Materialfehler auf das klarste festzustellen und hat nach Schneider soeben auch eine Methode erdonnen, um aus dem Röntgenbild sogar die besonderen Eigenschaften des Stahles feststellen zu können. Es ist z. B. sein Wolframgehalt oder der an Kohle auf das genaueste dadurch zu erkennen, als mit wechselndem Gehalt auch die röntgenologische Durchsichtigkeit des Stahles verschieden ist.

Diese Verfahren greifen nun auch auf Gebiete über, an die früher kein Mensch gedacht hätte. Die zu so viel Betriebsstörungen Anlaß gebenden Fehler in den Kohlenrohren, wie man sie für Röntgenapparate verwendet, werden vor den Leuchtschirm eines Röntgenapparates gehalten. Auf den ersten Blick sind ihre Mängel, die sich sonst erst im Gebrauch gezeigt hätten, offenbar. Auch das Sulfidvergift, das zur Isolierung von Röhren verwendet wird, läßt sich auf gleiche Weise prüfen. Man beurteilt mit Röntgenstrahlen auch die ändernde Wirkung von Säuren auf Metalle und geht neuestens mit großem Erfolg zur Untersuchung von Edelhölzern über.

So wird der Röntgenapparat gewissermaßen zu einem neuen „Auge“ des menschlichen Genius, gleichwie das Himmelsfernrohr und Mikroskop ihm längst neue Welten erschlossen haben, und die Zeit ist wohl nicht mehr fern, da jede Fabrik die Röntgenlampe bei der Materialprüfung anwendet.

Schneesturm in den Alpen. Wie die Engländer Blätter melden, wollte vor kurzem ein größerer Pferdetransport den Julierpaß überschreiten, geriet dabei aber in einen Schneesturm und wurde auseinandergesprengt. Die Begleiter erreichten nur mit knapper Not Saplana. Einem der Männer waren Hände und Ohren erfroren, und auch die anderen kamen völlig erkrankt unten an.

In jedem Jahr erfordert der weiße Tod in den Alpen, wie in der „Kön. Ztg.“ ausgeführt wird, eine große Zahl Opfer, immerhin glücklicherweise nicht mehr so häufig wie in früheren Zeiten, als man die Alpenpässe zu Fuß, zu Pferde oder mit dem Schilfen überschreiten mußte. Der Schnee des Hochgebirges ist ein ganz anderes Gebilde als der im Tiefland. Er hat wenig mehr mit der langsam dahinziehenden Schneeflocke gemein, sondern ist mehr körnig und trocken und daher viel leichter beweglich. Er ähneln mehr dem feinen Wüstensand, und so ist es ohne weiteres verständlich, daß er, vom Sturmwind gepeitscht, mit einer ganz anderen Geschwindigkeit dahinjagt als die weiche Flocke, daß er überall eindringt, alles einhüllt, die Luft mit ungeheuren Wolken klebiger Kristalle verflüssigt und schließlich alles Leben erlöset. Dazu das wahnwitzige, zornige, entseherregende Toben des Sturmes und die eilige Kälte. Von allen Seiten schlagen die Kluten der Eisnadeln um einen zusammen; ihr unaufhörlicher Wirbel beläuft einen; endlich verjagen die Sinne, die Gliedmaßen erfrieren und ein Einatmen der zu Eis gewordenen Luft wird unmöglich. Wie viele wackere Deutsche, die im Verlauf der Jahrhunderte von der Sehnsucht nach dem Süden getrieben oder als Pilger oder Handelsleute die Alpen überqueren wollten, sind in einen solchen Schneesturm geraten und sein Opfer geworden!

Gerade in jenen Gebirgszweigen, durch welche Straßen und Pässe führen, toben die wilden Elemente am bösartigsten, und der Große St. Bernhard, der Gotthard, der Bernhards und der Paniger Paß in Graubünden sind in dieser Beziehung von jeder am berüchtigsten. Auf letzterem ward ein großer Teil des russischen Heeres unter Suworow 1799 eine Weile der Schneestürme. Die Hoppliz und Aufschütthäuser veranlaßte dieser Gefahr ihre Entziehung. Tatsächlich sind ja auch viele erschöpfte und flüchtende Wanderer vor dem sicheren Tod durch sie gerettet worden, wobei die Hunden und treuen Spürhunde die besten Dienste geleistet haben.

Der Zimmergarten im Januar. Der Januar bringt dem Blumenfreund eine Menge Schwierigkeiten. Vor allem muß für die richtige Erwärmung der Zimmergewächse gesorgt werden. Deshalb müssen die Zimmer, worin warmbedürftige Pflanzen stehen, bei größerer Kälte gegen Abend nochmals geheizt werden, denn die Wärme darf im Laufe der Nacht nur um wenige Grade fallen. Deshalb nimmt man auch die Blumen vom Fenster weg, da sich dort die Luft so sehr abkühlt, daß zarte Pflänzchen unbedingt Schaden nehmen selbst die härteren, meist zwischen den Doppelfenstern stehenden Primeln nehme man lieber ins Zimmer. An milderen Tagen muß gelüftet werden, währenddessen ganz empfindliche Pflanzen am besten in ein anderes Zimmer gesetzt werden; härtere Pflanzen sind auch bei andauerndem Frostwetter zu lüften. Nicht minder schwierig ist das Gießen. Mit Ausnahme einiger weniger Pflanzen, die um diese Zeit von Natur aus blühen oder die getrieben werden, befinden sich alle im Zustand der Ruhe. Diese ruhenden Pflanzen sind mehr trocken als feucht zu halten. Natürlich nicht staubtrocken, dies ist nur bei Zeitpunktspflanzen wie den Kalceolen angebracht. Es ist also nur selten und mit überschlagenem Wasser zu gießen, wenn es aber geschieht, so ist es gründlich zu tun, daß der Wasser vom Wasser auch wirklich durchgezogen wird. Die Pflanzen sind rein zu halten, dürre Zweige und welke Blätter sind stets zu entfernen. Ungeziefert und Staub werden durch wöchentliches regelmäßiges Abwischen der Blätter bekämpft. Die im Überwinterungsraum befindlichen härteren Topf- und Kübelgewächse sind ebenfalls zu gießen und zu lüften; Anollen und Zwiebeln auf saule Stellen regelmäßig zu untersuchen. Das Wässern wird in der bekannten Weise angeführt. Die Chazantreen und Tulpen machen keine Schwierigkeiten, andere sind feucht zu halten und mit warmem Wasser zu gießen und zu besprengen.